

100 Jahre Erster Weltkrieg

(Was) kann man aus der Geschichte lernen

Deutsche Nationalstiftung, Hamburg, 13. November 2018

Vielen Dank für die Einladung. Ich fühle mich geehrt, heute zu Ihnen sprechen zu können. Als Herr Stratenschulte mir dieses Vortragsthema vorschlug, fügte er hinzu, dass es nicht darum gehe, „die Schlacht von Verdun noch einmal nachzuspielen, sondern zu überlegen, was die Konsequenzen des Ersten Weltkriegs waren, was Europa daraus gelernt hat und was es daraus hätte lernen können.“ Genau diesem Ansatz möchte ich heute folgen, wobei es mir – der hundertsten Wiederkehr des Kriegsendes entsprechend – mehr um die Lehren aus der Nachkriegsordnung und der Zwischenkriegszeit gehen wird als um den Weltkrieg selbst. Ich werde mich wunschgemäß auf Europa konzentrieren, wengleich in Mostar, Mossul und Melbourne der Erste Weltkrieg und seine Folgen – und damit zumindest vordergründig auch mögliche Lehren – präsenter sind als in weiten Teilen Europas. Und mit Lehren meine ich selbstverständlich kein in Regeln oder Analogien fixierbares Übertragungswissen. Denn Ciceros alte Formel *Historia Magistra Vitae*, wonach die Geschichte die Lehrmeisterin des Lebens sei, ist problematisch. Geschichte kann man nicht anwenden, und insofern beziehen sich das Caveat und die Überlegungen zu Folgen und Lehren, die ich Ihnen hier kurz präsentieren möchte, auf ein Lernen aus der Geschichte in einem abstrakteren Sinn.

Zunächst zum Caveat. Als Vorbehalt möchte ich vorwegschicken, dass man mit Fug und Recht behaupten kann, dass sich gar nichts aus diesem Krieg lernen lässt – weil er so sinnlos und destruktiv war. Noch am Tag des Waffenstillstands, dem 11. November 1918 – vor 100 Jahren und 2 Tagen, starben über 2.700 Soldaten und über 80.000 wurden verwundet oder vermisst. Als letzter US-Soldat zum Beispiel starb um 10.59 Uhr der Schütze Henry Gunther, nachdem er mit aufgepflanztem Bajonett auf eine deutsche MG-Stellung losgegangen war. In radebrechendem Englisch schrie man ihm von dort zu, er solle sich zurückziehen, da der Krieg gleich vorüber sei. Als er das nicht tat, wurde er erschossen. Eine Minute später, um genau 11 Uhr morgens, endeten die Kampfhandlungen offiziell. In diesem Moment kam in Chertsey in der Grafschaft Surrey in England ein männliches Baby zur Welt. In ihrer Euphorie über das Ende des Krieges gaben ihm seine Eltern den ungewöhnlichen Vornamen Pax – besonders ungewöhnlich, wenn bedenkt, dass „Pax“ auf Latein ein feminines Nomen ist. Pax G. Yates war kein langes Leben vergönnt: Mit knapp 22 Jahren fiel er als Vollmatrose in jenem noch blutigeren, zweiten Weltkrieg, welche die Friedensordnung nach 1918 hatte verhindern sollen. Gerade wenn wir den Blick von der hohen Politik weglenken auf die Menschen vor und hinter der Front mit ihren Hoffnungen und Ängsten, dann scheint es kaum positive Effekte und Lehren aus 1918 zu geben. Das zeigte sich schon im Kriegsverlauf: Immer mehr Soldaten teilten über die Schützengräben hinweg das Gefühl, sinnlos geopfert zu werden. Eigentlicher Sieger des Krieges war, wie Jörn Leonhard vor einiger Zeit treffend formuliert hat, nur der Krieg selbst – als Möglichkeit totalisierbarer Gewalt, als neue Qualität der Gewalterfahrung. Deswegen blieb bei kaum einem modernen Krieg die Kluft zwischen offiziellem Gedenken und individueller Erinnerung so tief – nicht nur auf Seiten von Entente und Mittelmächten, sondern auch in den nach 1918 (wieder) gebildeten Staaten wie Polen, wo die Mehrheit der Veteranen von der positiven nationalen Erinnerung zunächst ausgeschlossen blieb – weil sie auf deutscher, österreich-ungarischer oder russischer Seite gekämpft hatten.

Gibt es trotz des Schicksals von Yates, Gunther und anderen etwas, was Europa aus dem Krieg gelernt hat? Die Antwort lautet uneingeschränkt „ja“. Besonders die Jahre seit dem Zweiten Weltkrieg standen unter den Vorzeichen, jetzt endlich die richtigen Lehren aus dem Ersten

Weltkrieg und seiner Folgezeit zu ziehen. Die Jahre 1914 bis 1945 wurden zu einer negativen Kontrastfolie, von der man sich systematisch abzugrenzen versuchte. Zwei Schlaglichter müssen genügen. Erstens bezog sich dies auf das Verhältnis zwischen Staat und Gesellschaft. Der Erste Weltkrieg hatte von den Menschen nicht nur ungeheure Opfer gefordert, sondern auch das Versprechen auf größere Teilhabe und einen größeren Schutz durch den Staat geweckt. Diese Hoffnungen wurden nach 1918 in vielen Gesellschaften Europas enttäuscht. Dass viele Zeitgenossen die Sowjetunion und rechte Diktaturen so faszinierend fanden, erklärt sich nicht zuletzt daraus, dass diese scheinbar attraktivere Partizipationsangebote und Sicherheitsversprechen für ihre jeweilige Bevölkerung schufen als die liberalen Demokratien. Der massive Ausbau von Sozialstaaten seit Mitte der 1940er Jahre unter demokratischen Vorzeichen war ein wesentlicher Reflex darauf. Zweitens hatte der Erste Weltkrieg zwar die alte internationale Ordnung der Welt vor 1914 zerstört, aber durch kein neues System zu ersetzen vermocht. Unter Führung der USA zog man in Westeuropa seit Mitte der 1940er Jahre daraus die Lehre, auf regelbasierte, multilaterale Formen internationaler Kooperation zu setzen, in denen Kompromiss und Ausgleich zentrale Modi des Agierens wurden. Diese hatten einen technokratischen Zug, der ebenfalls eine Lehre aus den Friedensverhandlungen nach 1918 darstellte: Wer, wie damals, die Erwartungen auf den kommenden Frieden unrealistisch hochtrieb und für alle sichtbar auf der Weltbühne verhandelte, musste mit seinem Maximalprogramm geradezu zwangsläufig scheitern. Stattdessen nun also Kompromiss, aber auch die Tendenz, Politisches wann immer möglich als unpolitisch zu verpacken und technokratischen Lösungen zuzuführen. Die Geschichte europäischer Einigung bis zur EU unserer Tage bietet dafür besonders viele Beispiele.

Dreierlei erscheint mir an diesen Lehren aus der Geschichte des Weltkriegs und seiner Folgen interessant: Erstens nämlich diese Idee einer radikalen Umkehr vom bisherigen Weg, welche zugleich den Zweiten Weltkrieg allzu schnell als quasi offensichtliche Folge des Ersten erscheinen ließ. Gerade in der alten Bundesrepublik nahm diese Sicht gelegentlich exkulpatorische Züge an: Denn wenn der Frieden von Versailles als inakzeptabel hart dargestellt wurde, ließ sich die eigene Schuld am Aufstieg Hitlers, an Holocaust und Zweitem Weltkrieg umso leichter relativieren. Dagegen hat die jüngere Forschung die positiven Entwicklungspotentiale der Zwischenkriegszeit in Deutschland wie auch anderswo stärker betont

und etwas aus dem Schatten von Versailles und den anderen Pariser Vorortverträgen gelöst. An der Idee radikaler Umkehr ist zudem problematisch, dass sie positive Lehren und Kontinuitäten aus der Zwischenkriegszeit für die Welt nach 1945 unangemessen marginalisiert. Lassen Sie mich das kurz am Beispiel internationaler Kooperation illustrieren: Für die Entwicklungen seit Mitte der 1940er Jahre waren die Erfahrungen des Völkerbunds und anderen Foren der Zwischenkriegszeit unverzichtbar. Tomáš Masaryk, der erste Präsident der Tschechoslowakei nach 1918, hat das Nachkriegseuropa als ein „Laboratorium über einem riesigen Friedhof“ bezeichnet – und traf damit den Nagel auf den Kopf. Ohne dieses Laboratorium aber wäre Kooperation und Integration in Westeuropa nach 1945 kaum vorstellbar gewesen. So ist es kein Zufall, dass der französische Ministerpräsident und Außenminister Aristide Briand ausgerechnet im Völkerbund seine bahnbrechenden Ideen zugunsten deutsch-französischer Aussöhnung und europäischer Zusammenarbeit präsentierte. Ähnliches gilt etwa für Jean Monnet: Dieser Vordenker europäischer Integration nach 1945 arbeitete in der Zwischenkriegszeit als stellvertretender Generalsekretär des Völkerbundes. Beides ist recht bekannt; weniger bekannt ist, dass sich der Völkerbund damals immer mehr von einer Organisation mit globalem Anspruch zu einem Ort entwickelte, an dem auf technischer Ebene über Europa diskutiert wurde – etwa über Arbeitsbeschaffungsprogramme, agrarpolitische Probleme oder Transport- und Handelsfragen. Jeweils speisten sich diese Debatten aus einem wachsenden Bewusstsein, dass Europa besonderer Lösungen bedurfte; mehr als je zuvor wurde Europa zu einem politischen Handlungsraum. Um ein Missverständnis zu vermeiden: 1935 und sogar noch 1945 war europäische Integration, wie wir sie später unter Vorzeichen der Montanunion, der EWG, der EG und schließlich der EU kennen lernen sollten, nur eine mögliche Zukunft unter vielen und noch dazu eine recht unwahrscheinliche. Aber: Ohne die Erfahrungen im politischen Laboratorium der Zwischenkriegszeit wäre diese Zukunft noch viel unwahrscheinlicher gewesen. Insofern hatten die „Lehren aus Weltkrieg und Zwischenkriegszeit“ ein unverzichtbares Vorspiel in den 1920er und 1930er Jahren.

Zweitens: Ich habe mich hier auf Westeuropa konzentriert. Meines Erachtens prägten gute Teile dieses Geschichtsbilds nach 1989 auch die Gesellschaften Ostmitteleuropas. Das Ende des Kalten Krieges bildete in diesem Sinne keinen Bruch, sondern eher eine weitere inhaltliche und geographische Verfestigung des Bildes von den Lehren aus der Zwischenkriegszeit. Es überwand damit jenes Bild, welches die Sowjetunion bis dahin in Bezug auf den Ersten Weltkrieg geprägt hatte: dass nämlich jene Isolation, in welche Russland 1917 durch die Revolution auf internationaler Ebene geraten war, durch eine Ausbreitung des kommunistischen

Herrschaftssystems zu überwinden sei. Der Bedeutungsverlust des kommunistischen Geschichtsbilds kam nicht einfach aus dem Westen, sondern hatte wesentliche Wurzeln in den verschiedenen Gesellschaften östlich des Eisernen Vorhangs, gewann dort nun aber massiv an Einfluss. Was man im Westen aber nicht genug sah: Diese Geschichtsbilder hatten auch andere Facetten, wobei im Vergleich zu Deutschland vor allem die Restauration nationaler Souveränität als Idee eine große Rolle spielte. Internationale Kooperation sah man im Osten eher als ergänzender Schutz nationaler Souveränität angesichts des großen Nachbarn im Osten, nicht so sehr als Projekt supranationaler Integration um seiner selbst Willen.

Drittens schließlich hatte dieses Geschichtsbild von den Lehren aus der Zwischenkriegszeit nicht nur einen Anker in Europa, sondern war im Wesentlichen Resultat eines transatlantischen Lernprozesses seit den Mitt-1940er Jahren. Um es pointiert zu sagen: Die Idee des Westens fußte nicht zuletzt auf den Lehren aus dem, was man nun gelegentlich den „Zweiten Dreißigjährigen Krieg“ nannte – ein historiographisches Konzept, das selbst Produkt transatlantischen Austauschs der Nachkriegszeit war. Es geht mir hier nicht um die Kulturgeschichte einer Idee, sondern um die politische Wirkungsgeschichte und Schlagkraft dieses Ansatzes. Diese zeigte sich wahrscheinlich nie so klar wie in der globalen Finanz- und Weltwirtschaftskrise ab 2008, als es in klarer Abgrenzung zur Weltwirtschaftskrise der 1930er Jahre zu einer konzertierten Aktion der westlichen Welt kam. Es ist kein Zufall, dass einige der entscheidenden Ökonomen der Obama-Administration, wie etwa Christina Romer oder Ben Bernanke, zugleich führende Kenner der Großen Depression waren. Und wie Adam Tooze in seinem neuesten Buch gezeigt hat, sorgte die US-Fed nicht nur für Liquidität und Kreditgarantien im Umfang von fünf Billionen im eigenen Land, sondern für weitere 10 Billionen für Zentralbanken außerhalb der USA – auch in Europa. Das war damals geheim und hätte sich ansonsten kaum durchsetzen lassen. Wiederholen lässt es sich nicht. Vielleicht war dies der letzte Höhepunkt dieser Form von Lehren aus der Zeit vor ungefähr 100 Jahren.

Das bringt mich zum letzten Punkt: Wo stehen wir heute? Sosehr es auch in Vergangenheit stets Verschiebungen im Rückbezug auf die Zeit vor 100 Jahren gab, zeichnet sich meines Erachtens heute ein markanter Umbruch ab. Viele von uns meinen heute, dass uns jene Phase wieder in erschreckender Weise naherückt. Ich könnte nun über die Vergleichbarkeit der Situation damals und heute sprechen; mir wurde jedoch aufgetragen, mich auf die Lehren zu konzentrieren. Wir befinden uns heute, so meine These, in Europa und global in einer Phase, in der sich historisches

Wissen neu sortiert – leider nicht zum Besseren. Präziser gesagt: Es gibt heute in vielen Gesellschaften die Tendenz, scheinbar unhintergehbare Lehren aus der Zwischenkriegszeit zu entlernen. Was meine ich damit? Die Folgen und Lehren, die besonders westliche Gesellschaften aus der Phase bis 1945 gezogen hatten – zugunsten einer liberalen Demokratie mit sozialstaatlichen Strukturen, multilateraler Formen internationaler Kooperation und eines unabhängigen Rechtssystems – geraten immer stärker unter Druck. Die Gründe für einen Aufstieg populistischer und neonationalistischer Strömungen, für das Pochen auf „my country first“; für die Rückkehr der Figur des ebenso charismatischen wie polarisierenden Führers, der mit dem Gestus des Unbedingten auftritt und den Willensakt im Zweifelsfall über das Recht stellt; sowie schließlich für die Inszenierung von scheinbar großen, authentischen Momenten der Entscheidung, die das Band zwischen Führung und Gefolgschaft erneuern – drücken sich auch in einem neuen Bild der Zwischenkriegszeit aus. Bezeichnend ist etwa der Wandel des Horthy-Bildes in Ungarn in den letzten 15 Jahren – wurde der autoritäre Staatschef in Umfragen 2002 noch mehrheitlich negativ gesehen, befördern nicht nur Teile von Orbáns nationalkonservativer Partei einen neuen Horthy-Kult; mehr noch gilt das etwa für Jobbik und ultrakonservative Kirchenvertreter. Matteo Salvinis Äußerungen sind voll von Tabubrüchen in Bezug auf den Faschismus, etwa wenn er in einer Rede Anfang Oktober das Motto der faschistischen Squadristi „Me ne frego“ in Bezug auf die Brüsseler Kritik an den italienischen Haushaltsplänen kritisierte. Über die AfD, Donald Trump und andere brauche ich gar nicht zu sprechen. Ihnen allen ist gemein, dass sie eine Abkehr von jenen Lehren darstellen, die bisher die Mehrheitsmeinung und Teil des Selbstbildes westlicher Demokratien bildeten.

Insofern gilt es heute, viererlei zu tun: Erstens nämlich selbstkritisch zu fragen, wo wir selbst allzu einfachen Mythen in Bezug auf die Vergangenheit aufgesessen sind und diese allzu schnell als nutzbare Kontrastfolie für eine dann umso heller scheinende Gegenwart stillgelegt haben. Ein historiographisch informierter Blick zurück auf 1918 und die Jahre danach ist dafür heilsam – wo eben keineswegs alles dem Untergang geweiht war. Zweitens, und damit eng verbunden: So sehr es um Differenzierung geht, bleibt doch beeindruckend, was nach 1945 so immens viel besser lief als nach 1918. Drittens, und damit eng verbunden: genauer den Nachbarn zuhören. Der Streit über den Umgang mit Nationalsozialismus und Stalinismus hat etwa die weiteren Unterschiede in den Geschichtsbildern, die in Ost und West aus 1918 und seinen Folgen gezogen wurde,

überlagert. Schließlich viertens, und das dürfte das schwierigste sein: Wir müssen uns fragen, wo wir selbst einer Erosion jener Werte und Normen Vorschub geleistet haben, welche mit den Lehren aus der Zwischenkriegszeit unauflösbar verknüpft sind. Ein naheliegendes Beispiel kommt aus der EU. Erinnerung sei nur an die Brüche des Stabilitätspakts 2002/2003ff. durch die Bundesrepublik und Frankreich, wo sich zunächst das Recht des Stärkeren durchzusetzen schien, was man in Ungarn genau so wenig vergessen hat wie in Italien.

Zusammengefasst: Der Schatten des Ersten Weltkrieges, der gerade in Deutschland immer durch den Zweiten überdeckt wurde, wird länger. So bleiben beide Weltkriege hochaktuell. Das mag erstaunen, denn kürzlich noch haben manche Kollegen, etwa Andreas Rödder, ein Geschichtsbild entworfen, in dem beide Weltkriege für die „Vorgeschichte der Gegenwart“ äußerst marginal erschienen. Wenn nun aber in Deutschland beide Weltkriege unser Geschichtsbild prägen, wird unser Land im Grunde lediglich ein Stück europäischer. Denn anderswo ist das – mit all den problematischen Implikationen, von denen ich sprach – bereits seit Längerem der Fall. Lehren aus der Geschichte sind nie statisch und kein Weg führt zurück in jenes alte Muster der Lehren aus dem „Zweiten Dreißigjährigen Krieg“ und unsere eigene Zukunft erscheint heute schwieriger und offener als seit langem. Aber indem die Geschichte der Jahren nach 1918 heute wieder und in anderer Form relevanter wird als zuvor, haben wir in unserer polyzentrischen, multipolaren und berechenbaren Welt die Möglichkeit, jene positiven Potentiale in Bezug auf Rechtsstaatlichkeit, Demokratie und internationale Kooperation neu zu entdecken. Das kann, wie ich hoffe, eine Quelle der Inspiration für die Herausforderungen sein, vor denen wir heute stehen.

Deutsche Nationalstiftung
Feldbrunnenstrasse 56
D-20148 Hamburg

Tel.: (040) 41 33 67-53
Fax: (040) 41 33 67-55
info@nationalstiftung.de